

Quelle: Die Zeit Magazin

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

ZEIT MAGAZIN

Jetzt he can

ZEIT-Herausgeber Josef Joffe hatte Barack Obama nach der Wahlniederlage der Demokraten schon abgeschrieben. Hier erklärt er, wie schnell sich der US-Präsident neu erfunden hat

* Josef Joffe *

Josef Joffe, 66, lehrte im vergangenen Herbst Politikwissenschaft an der Stanford University

Wahlparty in Stanford, 2. November 2010. Die Kollegen aus der Political-Science-Abteilung sind allesamt Obama-Freunde, aber sie ignorieren die Bildschirme und nagen melancholisch an den letzten Pizza-Krusten. Sie wollen das Desaster nicht mehr sehen, das von Osten, wo die Wahllokale längst zu sind, nach Westen rollt. Als alle Staaten ausgezählt sind, haben die Republikaner 63 neue Sitze im Unterhaus und sechs im Senat erobert. Es ist der größte Machtverlust einer Regierungspartei seit 72 Jahren, das Ende aller Träume.

Zwei Jahre nach seinem grandiosen Sieg von 2008 ist Obama erledigt - der nächste one-term president, der Jimmy Carter des 21. Jahrhunderts; Carter war nach nur einer Amtszeit von Ronald Reagan geradezu vernichtet worden. Obama hatte versucht, was in Amerika nicht läuft: das Land in eine Art europäische Sozialdemokratie zu verwandeln - mit einem mächtigen Zentralstaat, der noch stärker besteuert und umverteilt, der in die letzten Winkel der Wirtschaft hineinregiert. Das war irgendwie »unamerikanisch«, aber hätte es in dieser fürchterlichen Krise mit knapp zehn Prozent Arbeitslosigkeit nicht doch funktionieren können? Das Wahlergebnis brüllte »Nein!«.

War das Land an diesem 2. November nach rechts gerutscht? So sah es aus, so feierte die Tea Party, diese Graswurzel-Bewegung gegen Big Government, gegen hochschießende Haushaltsdefizite und Steuern, ihren Triumph. Bei näherem Hinsehen hatte aber die Mitte gewonnen - jene Wechselwähler, die man in Amerika »Unabhängige« nennt. Die hatten 2008 für Obama gestimmt. Jetzt war es genau umgekehrt: 55 Prozent votierten für die Republikaner, nur 39 Prozent für die Demokraten. Das reichte. Denn in der Mitte werden überall die Wahlen gewonnen.

Also: Entweder Obama rutscht jetzt ebenfalls in die Mitte, oder er wird 2012 den Jimmy Carter geben. Aber konnte er das, dieser Überzeugungstäter, der angetreten war, um sein Land umzukrempeln? Ich glaubte es nicht. Hatte er nicht alle Sturmsignale überhört, derweil er übers Wasser wandelte? Kein Präsident der Neuzeit war so abgehoben, so ergriffen von seiner Mission wie Barack Obama. Dagegen war Ronald Reagan ein Wendehals - ein Kalter Krieger, der Gorbatschow umarmte, ein Defizit-Fan, der zwei Jahre nach Amtsantritt die Steuern an hob. »Nur drei, vier Leute«, resümiert ein früherer Top-Strategie im Weißen Haus, »haben unter Obama die gesamte Regierung gelenkt.« Obama und seine buddies lebten in »ihrem eigenen Universum, in ihrem eigenen Raumschiff«. Nicht einmal das Kabinett hatte etwas zu sagen. Ein Grande der Demokratischen

Partei berichtet (im Schutze der Anonymität): »Ein halbes Dutzend Minister haben mir erzählt, dass sie in den ersten beiden Jahren keinen einzigen Anruf vom Präsidenten bekommen haben.«

Wie könnte diese Mischung aus Rockstar und Erlöser nicht bloß einen Politik-, sondern auch einen Persönlichkeitswechsel bewältigen? Wie könnte er den Propheten ablegen und zum bescheidenen Handwerker der Macht werden, der nicht mehr polarisiert und provoziert? Er konnte - in nur fünf Wochen.

Das sinnfälligste Symbol der wundersamen Wandlung ist Bill Clinton, der in der ersten Zwischenwahl nach seiner Kür 1992 eine ähnliche Katastrophe erlebt hatte, dann in die Mitte robbte und 1996 die zweite Amtszeit gewann. Plötzlich lässt Obama streuen, dass er Bücher über die Clinton-Präsidentschaft lese (und seit Januar über Ronald Reagan). Plötzlich verkündet sein Berater Tom Pfeiffer: »Wir können eine Menge von Bill Clinton lernen.« Plötzlich taucht dieser Bill als Spin-Doktor im Pressezentrum des Weißen Hauses auf, um auf Obamas Wunsch den Salto rückwärts in der Steuerpolitik schönzureden. Nein, die Einkommen- und Kapitalgewinnsteuern werden nicht erhöht, die Sozialausgaben aber gekürzt. Das ist die Verbeugung vor dem Beelzebub George W. Bush, der die Steuerlast gesenkt hatte.

Quelle: Die Zeit Magazin

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Und die Republikaner stehen da wie Raubtiere, denen der Zoowärter die Fleischbrocken aus dem Maul gerissen hat.

Der linke Flügel der Demokraten schäumt - gut für Obama, dessen Mitteschwenk dergestalt bestätigt wird. Im nächsten Wendemanöver fährt Obama auf Big Business zu, auf all die kleinen Teufel, die er seit dem Crash von 2008 abgestraft hatte. Jetzt werden sie ins Allerheiligste eingeladen, ins Weiße Haus, wo Obama sie hofiert und ihnen eine mildere Regulierungspolitik verheißt.

Obama, der Pazifist, der die Welt vom Fluch der Atomwaffen erlösen wollte? Nicht so schnell. Erst werden 80 Milliarden Dollar für die Modernisierung des Nuklear-Arsenals lockergemacht. Und schon stimmt die Opposition fast geschlossen für »New Start«, den Abrüstungsvertrag mit Moskau. Raketenabwehr, ein Lieblingskind der Bushisten? Obama hatte sie zwar schwer verärgert, als er das geplante Vorwärts-System in Polen und Tschechien begrub. Nun aber kriegt die Senats-Fraktion der Republikaner einen Brief, wonach nichts, aber auch gar nichts im Neustart-Vertrag »unser Recht« auf Anti-Raketen-Raketen berühre.

Schließlich die »Säuberung« im Weißen Haus: Obamas staatsgläubige Jünger, mit denen er beim Basketballspiel die Große Politik auskugelte, sind weg, zumeist tausend Meilen weit weg, in Chicago. Dort dürfen sie Lokalpolitik machen oder an der Wiederwahl-Strategie feilen. An ihre Stelle sind die »Erwachsenen« getreten, Zentristen wie der neue Stabschef im Weißen Haus, Bill Daley. Verflorgen ist auch der missionarische Geist, der sich auf der richtigen Seite der Geschichte

wähnte.

In der alljährlichen »State of the Union«-Rede Ende Januar klingt das so: »Mit seiner Wahlentscheidung (im November) hat das amerikanische Volk verfügt, dass das Regieren in der Verantwortung beider Parteien zu liegen habe.« So sei es: »Wir werden entweder zusammen vorgehen oder gar nicht.« Einsicht oder Taktik? Egal. Denn anders als im europäischen Mehrparteien-Staat, wo es ein gezüchtiger Regierungschef mit einer anderen Koalition probieren kann, hat im Zweiparteien-System Amerikas immer der Wähler das letzte Wort - alle 24 Monate. Wer gewinnt, bestimmt - auch gegen den Präsidenten aus der anderen Partei.

Obama durfte 2008 glauben, dass er ein Mandat vom Wahlvolk bekommen habe. Hatte er nicht seinen Widersacher John McCain mit einem bequemen Vorsprung bezwungen, dazu eine überwältigende Mehrheit im Unter- und Oberhaus gewonnen? Die ist seit November perdu. Gegen die Opposition konnte er nun nicht mehr regieren.

Deshalb läuft das amerikanische Betriebssystem bis zur nächsten Wahl - 2012 - mit einer neuen Software. Nennen wir sie »Obama 2.0«. Wie »Clinton 2.0«, die auf die mörderische Niederlage in der Zwischenwahl 1994 folgte. Und »Obama 2.0« funktioniert. Gerade mal ein Drittel der Wechselwähler gab dem Präsidenten im Herbst gute Noten. Jetzt ist es fast die Hälfte. Im gesamten Wahlvolk pendelt die Zustimmungquote zwischen 50 und 53 Prozent. Die siechte im Wahljahr in den Vierzigern. Selbst glühende Gegner nennen Obama »the comeback kid«.

Derweil erscheint der Herausforderer in der Republikaner-Ecke wie ein Fighter, der buchstäblich vor Kraft nicht laufen kann - der Koloss George Foreman gegen den tänzelnden Muhammad Ali 1974. Wo sollen denn die Republikaner hin? Sie wissen nur eines: Als sie Bill Clinton in der Zwischenwahl 1994 fast mürbe geschlagen hatten, machten sie in ihrem Übermut den kapitalen Fehler, auf Fundamentalopposition zu setzen. Das Publikum hat es ihnen nicht verziehen und schenkte Clinton zwei Jahre später die zweite Amtszeit.

Der Einschüchterungseffekt sitzt tief. Wenn die Republikaner aber auf »Verantwortung« machen, wie sie Obama zum Jahresbeginn eingefordert hat, laufen sie just in die Falle, die der ihnen hingestellt hat, indem er ihnen die Hand reichte. Kommen sie Obama entgegen, bestätigen sie ihn und geben bei jeder Abstimmung ein Stück Zunder ab.

Wie sehr die Republikaner aus dem Tritt geraten sind, zeigt das Feld ihrer Möchtegern-Bewerber. An die zwanzig halten den Finger in den Wind, aber noch hebt ihn keiner so richtig. Denn auf einmal sieht Obama nicht mehr wie toast aus - US-Politjargon für »verbrannt«. Wie Obama verjagen, wenn das Wahlvolk immer wieder zeigt, wie wenig es die Extreme goutiert? Sarah Palin, der Darling der Rechten, mag die Basis von sich überzeugen können, aber nicht die Wechselwähler, das Zünglein an der Waage.

Am 2. November hing Obama in den Seilen. Auch ich habe in jener Nacht die Geschmeidigkeit eines Mannes unterschätzt, der sich Barry nannte, bevor er Barack wurde.



Quelle: Die Zeit Magazin

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Sinkt die Arbeitslosigkeit von derzeit
9,4 Prozent auf, sagen wir, sieben,
schlägt kein außenpolitisches

Desaster Obama waidwund, wird
der nächste Präsident wie der
heutige heißen. Okay,

wahrscheinlich.